

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 7. November 1820.

134

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Serauf in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Liebe um Liebe.

(Zur Preisbewerbung.)

(Fortsetzung.)

Wilhelm Seltling an Moriz von Feldheim.

Schloß Randau, im August, 1812.

Du thust meinem Herzen weh, mein Moriz, wenn du die Zahl meiner Mittheilungen nach der unerlöschlichen Liebe missest, welche meine Brust für dich belebt! — Dein Leben, Freund, ist so reichhaltig an Begehnissen, daß du mir unendlich viel mehr über die Vorfällenheiten desselben mitzutheilen hast, als ich über meine stillen und einfachen, aber doch so hoch beglückenden Verhältnisse, dir sagen kann.

Stand und Verbindungen fesseln dich an eine Kette wichtiger Angelegenheiten, wo von deinem Wirken das Wohl oder Weh so vieler abhängt, während ich im lieblichen Kreise einer einzigen, aber vortrefflichen Familie, das einfach schöne Ziel zu erstreben suche, Herzen für zwey Welten durch Tugend und Aufklärung zu bilden; ein Bemühen, das in sich selbst den schönsten Lohn bringt, und wahrlich eine eben so heilige als süße Pflicht ist, in deren Erfüllung sich mein Herz unbeschreiblich wohl fühlt. O mein Moriz! möchte ich dir am Abend deines mühselig durchkämpften Tages, den du in trüber Einsamkeit, oder in geräuschvoller Leere zubringen zu müssen mir klagst, — doch diesen stillen sanften Frieden durch die weite Ferne zuhauchen können, der uns Alle hier so hold umlächelt! Ein jeder von uns bringt seinen Tag in gewissenhafter Erfüllung seiner Pflichten zu, die uns nie lästig oder eintönig werden können, weil sie mit weiser Abwechslung geordnet sind; und genießt des durch Lektüre, Musik, gesellige Unterhaltung oder anziehende Spaziergänge, gewürzten Abends mit herzlichem, ungetrübtem Frohsinn. Wir leben ein wahrhaft patriarchalisches Leben, unbekümmert um die großen Ereignisse

der Zeit, welche draußen auf dem Schauplatz der Welt vorgehen mögen, und deren Einfluß auf unsre Umgebungen wir Alle möglichst zu mindern streben.

Daß aber dich, mein Moriz, die neuen Verhältnisse deines theuren Vaterlandes tief erschüttern müssen, fühle ich lebhaft mit dir, aber wenn auch das Joch des Tyrannen, welches unser Deutschland jetzt so tief verwundet, deinem Herzen ein empörender Druck seyn muß, wie es jedem rechtlichen Deutschen sicherlich fühlbar ist, so fordert mich doch der Freundschaft heilige Pflicht ernst und innig auf, dich, mein Moriz, aus voller Seele zu bitten, du mögest nicht, wie mir dieß dein letzter Brief so deutlich ausdrückte, dein Amt niederlegen, und dich diesem für deine Landsleute so wichtigen Kreise deines Wirkens entziehen. Wenn es deinem bessern Gefühl gleichwohl bitter werden muß, dem verhassten Unterdrücker so vieler Nationen zu dienen, so entschädigt dich dagegen das erhebende Bewußtseyn, selbst nicht ohne schwere Opfer dem Vaterland deine kräftigsten Anstrengungen zur möglichsten Abwendung mancher drückenden Last dargebracht zu haben, — im vollsten Maße für diese schwere Pflichterfüllung, und so dienest du nicht dem Tyrannen, sondern deinem Vaterlande!

O, laß meine herzlichsten Bitten nicht ungehört, und fühle dich erhoben durch dein lohnendes Bewußtseyn, diesem schönsten Begleiter, den uns die gütige Vorsehung auf dem so oft umdornten Lebenspfade mitgab! Auch wir befürchten jetzt, leider wohl mit Grund, eine mögliche Umwälzung unsrer Regierung, — ach! auch mein Vaterland wird nur zu bald der Ulgewalt der Übermacht weichen, und sich in das verhasste Joch des nimmersatten Eroberers beugen müssen! O mein Moriz, wann wird der immer düsterr sich umhüllende Stern der Hoffnung auf bessere Zeit doch am Horizonte des Lebens wieder leuchtend hervorkommen? — Wann wird der Morgen der Freyheit und Rechtmäßigkeit tagen? —

Laß uns den düstern Blick hinwegwenden, von der trauervollen Scene unsrer Zeit, und laß mich dich und mich aufheitern durch ein so gern gegebenes Geständniß meiner fortdauernden Zufriedenheit!

Worte habe ich nicht, die dir die stille Wonne meines ganzen Seyns auszudrücken vermöchten, aber dein mich fassendes Gemüth wird sie ohne Sprache verstehen, und mit mir wirst du sie empfinden, wenn ich dir sage, daß meine liebende Sorgfalt um die höhere Beredlung des Herzens, und um die möglichste Bereicherung des Verstandes meiner geliebten Zöglinge, immer mehr das herrlichste Gelingen meiner Wünsche krönt; und, — daß ich die Glückseligkeit genieße, in der lieblichen Emilie, der sechszehnjährigen Tochter des Grafen, einer sich immer schöner entfaltenden Blume weiblicher Anmuth, eine Schülerinn, oder vielmehr mit mir genießende Freundinn, in des Wissens schönsten Gefilden zu besitzen.

Ein unwiderstehlicher Zauber fesselt mich an dieß holde schuldlose Wesen, und unser gegenseitiges Verhältniß so wohl, als ihre holde Unbefangenheit, lassen mich so deutlich ihr Inneres durchschauen, daß ich mich ihrer reinsten Zuneigung nicht vergebens zu erfreuen hoffen darf.

Es liegt eine so herrliche Wahrheit in jeglichem Verhältnisse dieses Hauses, daß auch Emilie und ich uns in Gegenwart der Ältern grade eben so behandeln, als wenn wir mit dem stillen Wohlwollen, welches uns so zart

verknüpft, allein uns der Muse widmen, welche unser Gefühl unendlich anspricht, oder wenn wir schöne Parthien unserer reizenden Umgegend aufzeichnen, oder wenn wir mit einander unserer geistvollen Dichter erhebende Sprache reden hören.

Ach ich fühle es tief, — dir darf ich es ja gestehen, mein Moriz, — daß sich mir oftmahls der Gedanke aufdrängt, dieses süße Band könnte einst meiner Ruhe, ja meinem Lebensglücke gefährlich werden; aber wenn ich die unendliche Güte dieses Charakters, die holde unbefangne Reinheit dieses Gemüths, ihre kindliche und schwesterliche Liebe, ihren Hang, Andere zu erfreuen, ihr Streben nach immer höherer Ausbildung, ach, — und ihre zarte, ihr selbst vielleicht unbewusste Neigung zu mir, so klar erschau, o Freund, so möchte ich hinsinken und danken, daß die gütige Lenkung des Himmels mich durch diesen Engel des Lebens höchste Seligkeit kennen lehrte.

Meine edle Mutter, welche die gräßliche Familie mit der reinsten Güte und Milde überhäuft, liebt Emilien mit mütterlicher Innigkeit, und diese ehrt in ihr die würdige Frau, und, wie sie mir heute noch freymüthig sagte, die gute Mutter eines geschätzten Mannes.

Ich hoffe mit Sehnsucht auf Zeilen deines liebenden, theilnehmenden Gedankens, die mir deinen Entschluß in Hinsicht deiner öffentlichen Angelegenheiten melden; möchte er so gewiß meinen Wünschen für dein Wohl entsprechen, als meine Liebe dich ewig segnend umschwebt!

Emilie von Randa u an Therese von H o r s t.

Schl oß Randa u im Oktober 1812.

War gleich das Entbehren einer mir so süß geträumten Freude, dich, meine Therese, noch diesen Herbst hier zu haben, und mit dir die Schönheiten der Natur, und die stillen Freuden meines rothigen Lebens theilen zu können, schmerzlich für mein Gefühl, so durchbebt mich doch gewiß der Mitempfindung höchste Wonne beym Lesen deines letzten theuren Briefes.

Ja, meine Therese, geliebteste Freundin meines Herzens, ich verstehe dich ganz, fasse ganz die Seligkeit, deren du jezt genießest, und ersuche dir mit der ganzen Innigkeit meiner ewigen Liebe für dich den schönsten Segen des Allgütigen zu deinem Bunde! — O meine Freundin, hätten wir das ahnen können bey unserer Trennung, daß du schon nach vier Monathen die liebende und geliebte Braut eines Mannes seyn würdest, den wir dalmahls nicht einmahl dem Nahmen nach kannten!

Gewiß, er ist ein edler Mann, dein Feldheim, sonst würde ihn ja meine herrliche Therese nicht lieben können! — Daß er doch deiner Liebe immer würdig bleiben möchte, daß er doch immer mehr das köstliche Kleinod, das ihm die ewige Güte in deinem Herzen zuwandte, zu schätzen verstehen möchte, und ich dann dieses stillen Glückes segnende Zeuginn recht oft seyn dürfte! — Wenn ich die Gewährung meiner tiefempfindensten Wünsche für deine Glückseligkeit hoffen darf, so fehlt dieser nimmer irgend eine Vollkommenheit! —

Mein theurer Lehrer und Freund Selting, den wir alle liebend verehren, und dessen hohen Sinn ich dir so oft schon schilderte, ist der genaueste Freund deines Moriz; von ihm erfuhr ich schon einige Tage früher, als durch deinen Brief, seine Liebe zu dir; und was empfand mein Herz nun beym

Empfange der ersehnten Mittheilung aus dem deinen. Ach meine Therese, warum kann ich in diesem Augenblicke unnennbarer Sehnsucht nach dir nicht an deine Brust mich legen, und dir Alles, Alles sagen, was dieß volle Herz empfindet! — Doch, ich darf es meiner Therese ja offen gestehen, was dein mich so zart verstehendes Gemüth ohnehin schon wird geahnet haben, und du liebest ja selbst auch, — ich liebe Selting mit einer Innigkeit, vor welcher ich selbst erröthe, und die mich oft mit tiefer Wehmuth erfüllt; — tausendmahl habe ich es der lieben trauten Mutter gestehen wollen, aber immer hält mich ein unbekanntes Etwas davon zurück, und jetzt wird mir dieß Geständniß immer schwerer; — aber dir, dir, meine Therese, die du alles weißt, was meine Seele denkt, die du den glücklichen Freund meines Selting liebst, und lieben darfst, dir mußte ich das Geheimniß offenbaren, das mir den freundlichen Tag meines Daseyns eben so sehr versüßt als verbittert. Mir selbst unbewußt, hat sich das leise Wohlwollen, welches mich gleich nach der ersten Bekanntschaft zu ihm hinzog, allmählig durch so manches Interesse, welches mir seine hohe Bildung und seine Talente einflößten, in eine mir jetzt nur zu hell bewußte Liebe aufgelöst, und wenn gleich er mir nie ein Wort über die Empfindungen seines Herzens mittheilte, so fühle ich doch nur zu tief die Wahrheit derselben; ach, und dieses trübe Schweigen, welches gewiß nur ernstes Pflichtgefühl gewaltsam befestigte, ruft mir so schmerzlich zu: es soll, es darf nicht seyn! —

Gieß in mein wundes Herz recht bald den heilenden Balsam freundlichen Trostes, und traulicher Mittheilung über deine Verbindung, welche ein so unnennbares Interesse für mich hat. O sag mir Alles, Alles, so wie deine Emilie auch dir das Heiligste aus ihrem Herzen hingab! —

Moriz von Feldheim an Wilhelm Selting.

B . . . im November 1812.

Der Segen des theuersten Freundes zu der wichtigsten Verbindung meines Lebens ist meinem Herzen ein zu schätzbares Kleinod, als daß ich mich dem Ausdruck meiner tiefgefühlten Dankbarkeit gegen dich, mein Wilhelm, nicht mit der ganzen Innigkeit meiner unaussprechlichen Liebe für dich, du Theuerster, so gern überlassen sollte!

O möchte ich so hoch beglückt seyn, dir diesen Segen zurückgeben zu dürfen, auch dir zu des Erdenlebens heiligstem Bunde zuzurufen zu können: Gott segne dich! — Aber ach! der weise Geber unsrer schönsten Freuden hat sie uns nimmer alle vereint, auf daß der Mensch sich nicht überhebe seines Glückes! — Dieses liebliche Mädchen, welches deinem Herzen das Hochgefühl reiner Liebe in frommer Unschuld gab, ist meiner Therese innigste Freundin. — O Wilhelm! du fühlst es tief mit mir, welche eine Seligkeit in dem Gedanken dieses Doppelbundes liegt, — ach, und ich fühle eben so tief den Schmerz, mit dem die Entsagung dieser Seligkeit dein Herz verwunden wird! — Wir beyde, mein Wilhelm, sind darüber einverstanden, daß Tugend und jener unnennbare Zauber des unwillkürlichen Einklanges allein das heiligste Band unsers Daseyns knüpfen sollten; aber auch, daß die Verhältnisse des Lebens mit allen ihren oft so schmerzlichen Konvenienzen uns immer wieder auf die ewige Wahrheit zurückführen, daß

die höchste Weisheit uns nicht vergebens hier in eine Verschiedenheit stellte, deren Zwecke die herzlose Vernunft selbst im trübsten Dunkel eigenen Schmerzes so deutlich erschauen muß.

Erfulte Pflicht der Freundschaft, gemahnt durch feste Überzeugung, fordert mich auf, dir dieses, wenn auch nicht ohne Überwindung meines herzlichsten Mitgeföhls für dich, recht lebendig vor die Seele zu stellen, welche diese kalte Wahrheit zwar für wahr, aber immer auch für sehr schmerzvoll erkennen wird.

O mein Wilhelm, dein edles großes Herz ist der Liebe deiner schuldlosen süßen Emilie werth, aber — ach, daß ich es mit thränendem Auge und blutendem Herzen aussprechen muß! — der einfache Wilhelm Seltling darf nie der reichen Gräfinn Randau die Hand zum Bunde ewiger Liebe und Treue reichen, kann nie die ungeheuren Klüfte, welche die Macht der Verhältnisse zwischen euch legte, hinwegräumen, und so ist auch die Ruhe deines Herzens für dein ganzes Leben gefährdet, wenn du nicht eilest, dich gewaltsam hinweg zu treiben aus einem Paradiese, in welchem die Zaubersesseln der höchsten Lieblichkeit dich so hold, so süß umfassen! — aber, wo auch der rächende Engel der ewigen Gerechtigkeit das schneidende Schwert zu einer ewigen Wunde über deinem Haupte zückt! —

Auch um der Ruhe des geliebten Herzens willen, fühle eine hohe Pflicht in dieser Trennung, denn so nur ist es möglich, einen Schmerz durch die Zeit zu heilen, der sie ohne das von ihrer eigentlichen Bestimmung ablenken würde. Du, mein Wilhelm, hast die gerechtesten Ansprüche auf des Lebens freundlichstes reinstes Glück, so wie diese Welt auch noch viele und große Forderungen an einen Geist hat, der so viel Herrliches zu leisten fähig ist; o, vernichte sie nicht im gewaltsamen Überschreiten der Verhältnisse, in die dich die weise Bestimmung der Vorsehung liebreich stellte. Komm eilend an das Herz deines Moritz, des Freundes, der dich selbst mit der höchsten Aufopferung so unaussprechlich gern zufrieden sehen möchte!

Mich hat das Schicksal nahmenlos beglückt, im Besitz einer hochgeliebten Braut, welche ich nun bald ganz mein nennen darf; ach, ihr Herz, was so innig in Emiliens Herz verwebt ist, läßt mich es doppelt fühlen, welchen einen Riesenschritt ich von dir fordern muß! Bald nach gefeyerter Eheverbindung mit meiner Therese werde ich B . . . verlassen und mit ihr in die Einsamkeit meiner Gebirgsgüter, fern von dem Schauplatz empörender Unterdrückung des aufgebürdeten unrechtmäßigen Despotismus fliehen; denn daß ich mich längst schon dem öffentlichen Wirken bey einem Verwaltungssystem entzog, was jeden richtig fühlenden Deutschen mit dem höchsten Unwillen erfüllen muß, sagte ich dir früher.

Dort, in dem stillen Kreise beglückter Häuslichkeit wollen wir vereint streben, unsre Umgebungen zu veredeln, und in diesem freundlichem Bemühen hoffe ich meinem Wilhelm Heiterkeit, Ruhe und Zufriedenheit wiederzugeben, auf daß er mit regem Muthe sich geeignet fühlt, einst, wenn der Morgen der Befreyung anbricht, vereint mit mir, des mächtigen Feindes gewaltigen Druck, durch geweihte Kraft gestärkt, abwälzen zu helfen! —

(Die Fortsetzung folgt.)

N ä t h s e l.

Wie die Natur im jungen Morgenglänze,
 So prang' ich heiter in der Laune Kranze.
 Zwey Zeichen weg: die Überreste zieh'n
 Dich in die Nähe der Geliebten hin;
 Ein Zeichen noch hinweg, daß dir erschalle
 Der heit're Ton verschwisterter Metalle.

R. G.

S c h a u s p i e l.

Theater nächst der k. k. Burg. Hr. und Mad. Stich fahren fort, durch ihre ausgezeichneten Gastspiele sich die Gunst unsers kunstschätzenden Publikums in immer reicherm Maße zu erwerben. Außer den leztthin angezeigten Rollen der Madame Stich gab dieselbe am 1. Nov. zum zwayten Mahle die Kathinka im Mädchen von Marienburg mit gleicher Vollendung und eben so einmüthiger Würdigung. Ihr Gatte trat am 22. Oktober als Karl Baum im Ersah auf, und legte neue Beweise seines Talents und Fleißes in dieser Rolle dar, die er mit eben so schöner Einfachheit und Anspruchslosigkeit als glücklichem Studium darstellte. Sehr anziehend und das Interesse der Rolle wie des Ganzen steigend, bewegte er sich vorzüglich in den Erkennungs- und Schlusscenen, und ließ dadurch einen angenehmen Eindruck des heitern Gemähdtes in den Gemüthern der Zuschauer zurück. Er wurde einstimmig gerufen.

Am 25. Oktober erschien Hr. Stich als Lieutenant Graf Werthen in der beschämten Eifersucht. Wenn die nicht ganz gefällige Uniform Anfangs seiner Erscheinung etwas Fremdartiges ließ, so ließ die Lebendigkeit und Frische seines Spiels dieß doch bald vergessen, und die Zuschauer folgten mit ungeförtem Interesse dem Gange seiner Darstellung. So wie diese Zufälligkeit besiegte Hr. Stich durch seine überwiegenden Vorzüge schon früher eine erheblichere Schwierigkeit, die ihm aus der zum Theil ungewohnten Art seines Vortrags zu erwachsen schien, indem er bisweilen den Ton zu ziehen und gemeinlich etwas höher zu nehmen pflegt, als es die hier übliche Stimmung unserer Künstler erfordern mag. In solchen, wie in manchen andern Fällen wirkt jedoch bey allen Bühnen die Gewohnheit mächtig, und wenn die Zuschauer einmahl mit den Eigenheiten und Eigenthümlichkeiten der Darstellenden vertraut sind, gewinnen sie wohl nicht selten sogar einen gewissen Reiz, weil der Zauber alles Lebens und Spiels auf der Vielgestaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Individualität beruht, und eine vollkommene Gleichförmigkeit ihn gänzlich vernichten würde. — Was in Bezug auf die Darstellung des Lieutenants Werthen insbesondere, so wie überhaupt auf die zulezt gegebenen Gastspiele des Hrn. Stich zu bemerken befunden wird, ist, daß in seinem Spiele mehr Unbefangenheit und freyere Beweglichkeit sich offenbaret, wodurch dasselbe an lebendiger Entwicklung und vollerer Klarheit nur noch gewonnen hat; eine natürliche Folge der freyen Anerkennung von Seiten des Publikums und des dadurch erhöhten Selbstvertrauens des Künstlers. Einzelne Scenen in der in Rede stehenden Darstellung als besonders wohl gelungen hervorzuheben, dünkt uns eben so überflüssig, als es nicht leicht scheint, da Hr. Stich in allen Momenten des Ganzen sich gleich eindringlich und regsam zeigte. Er wurde nach dem Schlusse wie gewöhnlich gerufen, und dankte wie immer sinnig und bescheiden.

Das fleißige und treffliche Zusammenwirken der sämmtlichen in den beyden genannten Darstellungen Mitspielenden muß hier noch vorzüglich gerühmt werden.

Theater an der Wien. Den 25. Oktober wurde hier zum ersten Mahl aufgeführt: Die Prinzessin von Navarra. Komische Oper in zwey Aufzügen, neu übersetzt aus dem Italienischen: Gianni di Parigi, mit der Musik des k. sächsischen ersten Kapellmeisters, Ritters Franz von Morlachi.

Diesem Werk ging eine nachdrückliche Empfehlung voran, und es ist nicht die Schuld der Vorkehrungen, daß der Erfolg dem Rufe nicht entsprach, sondern die getäuschte Erwartung selbst und der weite Abstand zwischen der geistreichen französischen und der mit leeren Melodien überladenen wälschen Komposition. Hinsichtlich des Unternehmens, dem bekannten Text ein neues musikalisches Gewand anzulegen, muß man jedoch die Sache aus dem billigsten Gesichtspunkt betrachten. Erstens widerstrebt die dramatische Musik der Franzosen den bequemen italienischen Rehlen, wie dem verwöhnten Geschmack des Publikums; zweitens fehlt es überall an guten Textbüchern für einen Komponisten, der mit dem besten Willen den Drang in sich verspürt, etwas Ausgezeichnetes zu leisten; was sonst für Bewegungsgründe den Tonsetzer des neuen Johann von Paris angestanden haben mögen, soll hier nicht in Betracht gezogen werden, wohl aber wird die Bemerkung am rechten Orte stehen, daß die Deutschen nicht allzu voreilig dem wälschen Eigensinn und ihrem einseitigen Geschmack huldigen sollten. Man wird in dieser Komposition durchgängig gewahr, daß Ritter *Morlachi* von dem Bestreben durchdrungen ist, beyde Theile zu befriedigen, es fehlt ihm aber an Kraft und Feuer der Imagination, um die Fesseln des Vorurtheils und der Gewohnheit zu zersprengen, und sich frey, ich will nicht sagen über seinen Vorgänger empor zu schwingen, sondern nur ihm nach zu schweben. Die Komposition biethet mehrere anziehende Gesangstücke, reizende Melodien, und gelungene Sätze dar; aber Haltung und Durchführung mangeln, wie Ideen, Charakteristik und Eigenthümlichkeit. Überall blickt die Angstlichkeit hervor, die ihn bald auf diese, bald auf jene Seite der Nachahmung hinzieht, ganz besonders aber in der Instrumentirung, deren oft fehlerhaftes, oft sonderbar kontrastirendes Verhältniß zur Melodie, den anmuthigsten Theil der letzteren um ihre Wirkung bringt, wozu die immerwährenden schleppenden Tempo's das ihrige beytragen. Wie günstig man auch immer einzelne Theile von der Seite des melodischen Werths beurtheilen mag, dramatisches Leben und ergreifende Fülle werden stets vermist. Das Ganze ließt kalt, obgleich einige Stellen mit Beyfall aufgenommen wurden. Hieher gehört hauptsächlich das Duett zwischen der Prinzessin und dem Pagen, dem die Ehre der Wiederholung auch bey der zweyten Vorstellung nicht entging; ein Theil des ersten Finales verfehlte seine Wirkung nicht, obgleich überhaupt in diesem Theil der Oper die Reminiscenzen laut genug werden. Das Duett im zweyten Akt zwischen dem Seneschall und Rodrigo, dem Gastwirth, ist mit einem komischen Anstrich und glücklichen Gedanken begabt, aber die Ausführung ermüdet. Die Romanze des Troubadours hat eine charakteristische Melodie, die jedoch durch das Akkompagnement nicht unterstützt wird und dem noch gar zu frisch im Gedächtniß wiedererklingenden französischen Tonstück den Preis überlassen muß. Die Chöre sind gewöhnlich und biethen nichts Ausgezeichnetes dar. Die Handlung ist wenig abgeändert, und mehr die eingeschobenen Gesangstücke, als die Folge der Scenen, lassen eine Verschiedenheit wahrnehmen; die geliebten und hier als einen Gegenstand des Wetters behandelten, erinnern aber desto mehr an das talentvolle Erzeugniß des älteren Tonsetzers zum Nachtheil des jüngeren. Bey alledem erkennt man auf den ersten Blick im Texte selbst das Vaterland der Opera buffa, an der größeren Bedeutung des Wirthes, der als komische Person mehr hervor gehoben ist. In Ansehung des Gesanges verdient das Personal Lob und Anerkennung, und es würde unbillig seyn, Mad. *Spizeder* als Prinzessin von Navarra nicht besonders anzuführen. Mit ihr zugleich wirkte *Mlle. Hornick* in dem oben erwähnten Duett sehr gefällig. Der Part des Prinzen, der zu häufig die Verwendung der Mittelöne erfordert, ist der Stimme des Hrn. *Jägers* weniger günstig, als *Rossini's* Behandlung des Tenors. — Die Darstellung verlangt schonendes Schweigen und Vergessen. Nach zweymahliger Aufführung gingen Text und Partitur in die Theater-Bibliothek zur Ruhe ein.

Ebendasselbst den 29. Okt. *Margarethe von Anjou*. Historisches Drama in drey Aufzügen, frey nach dem Französischen des *Guilbert Piperécourt*.

Wer den Rahmen des Verfassers liest, der erwartet nicht viel, oder weiß wenigstens, was er zu erwarten hat. Hier sieht er sich aber dennoch getäuscht, denn dieses

Drama ist das lustigste von der Welt. Die Hauptrolle, der eigentliche Held des Stücks, ist *Morin*, eine Art von komischen Quacksalber, Wundarzt aus der Normandie genannt. Die Handlung ist aus einer Reihe von Rettungsscenen zusammengesetzt, die das Zwergfell erschüttern; z. B. Margarethens Oberbefehlshaber wird in einem Wald an Händen und Füßen festgebunden, plötzlich erscheint seine als Page verkleidete Gemahlinn aus der Erde, löst die Bande und verschwindet mit dem Ungetreuen. Der tragische Theil des Drama's besteht im strengsten Sinn aus Knall- & Effekten: eine Brücke springt mit der Königin in die Luft, dessen ungeachtet wandelt sie mit ihrem Söhnlein müthig durch alle Schlachten und durch alle theatralischen Gefahren bis an's Ende, wo die ganze Bühne in Feuer aufzugehen droht. Diese Dekoration, deren Hinterprospekt eine imposante Erscheinung bildet, ist das Werk des geschickten Hrn. Neefe und der Glanzpunkt des Schauspiel's. Von dem Dialog kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß der kleine Knabe Margarethe im pathetischen Ton: meine königliche Mutter! titulirt, und sich in hochtrabenden Phrasen, wie folgende, vernehmen läßt: „Ich wünsche nur auf dem Thron zu sitzen, um England glücklich zu machen.“ Auch das zahlreich versammelte Sonntags-Publikum fand den historischen Mischmasch in der Länge schal und unschmackhaft, so viel Hr. Demmer als *Morin* sich auch beeiferte, ohne Übertreibung zu ergehen.

Leopoldstädter Theater. Den 30. Okt. zum ersten Mal: *Don Juan*, oder: der steinerne Gast. Lustspiel mit Gesang in drey Aufzügen, nach *Molière* und dem Spanischen des *Tirso de Molina*, für diese Bühne ganz neu bearbeitet von einem Theaterfreunde. Die Musik vom Hrn. Kapellmeister Franz Volkert.

Das klingt sehr pomphaft: nach dem Französischen, nach dem Spanischen! aber dieses Gastmahl besteht aus einem schlecht zubereiteten Allerley, das noch dazu einen etwas räucherigen Geschmack hat, als wär' es über eine Hütten- oder Puppenbühne irgendwo passirt. Der Stoff ist nicht arm an komischen Scenen, einige in dem bekann- ten Textbuch dieses Rahmens nicht vorkommende sind benugt, doch für ein Lustspiel gar zu platt behandelt; der größte Theil ist so wie dort; hier aber ohne Ordnung und Zusammenhang, bunt durch einander geworfen. *Krispin*, im kurzen Mantel des alten Käsperte, hat einen weiten Spielraum, an spaßhaften Einfällen leidet er keinen Mangel; die breite komische Manier des Darstellenden aber benahm den meisten noch das kleine Körnchen Salz. Das ganze Possenspiel stellt ein unaufhörliches Haschen und Verstecken zwischen *Don Juan* und seinen Verfolgern vor, das im höchsten Grad ermüdet, während eine Reihe von Mordthaten, eine nach der andern, den widerwärtigsten Eindruck erregt. Der gewöhnliche Theater-Effekt ist nicht einmahl für die Aktenchlüsse berechnet und alles trägt die Spur der Unachtsamkeit und Übereilung.

Vor längerer Zeit wurde hier eine andere Komödie unter diesem Titel aufgeführt; um so eher hätte man von dem oben sogenannten Theaterfreunde, der unter so verschiedenen Benennungen, wie der Held des Stücks in abwechselnden Gestalten, zu erscheinen pflegt, etwas besseres erwarten können. Die Aussprache des Rahmens *Juan* mit dem Prädikat war komisch genug; ähnliches läßt sich auf andern Bühnen auch nicht selten hören.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.